

Liebe Brüder und Schwestern,

Erich Fried, dieser wunderbare Lyriker, schrieb ein Gedicht mit dem Titel:
Du liebe Zeit!

*Da habe ich einen gehört
wie er seufzte: Du liebe Zeit!
Was heißt da Du liebe Zeit?
Du unliebe Zeit, muss es heißen
Du ungeliebte Zeit!, von dieser Unzeit,
in der wir leben müssen.
Und doch
Sie ist unsere einzige Zeit
Unsere Lebenszeit
Und wenn wir das Leben lieben
können wir nicht ganz lieblos
gegen diese unsere Zeit sein
Wir müssen sie ja nicht genau so
lassen, wie sie uns traf*

Es könnte unser Seufzer sein: du liebe Zeit! Ein Volkstrauertag heute nimmt eher die Gegenwart in den Fokus, diese bedrohliche Pandemielage, die Unsicherheit, den Riss in der Gesellschaft. Diese ungeliebte Zeit mit halbherzigem Lockdown und jeden Tag nochmal höheren Infektionszahlen. Bittere Einsamkeit und wirtschaftliche Not. Kultur fällt aus. Feste darf es nicht geben, aus völlig einleuchtenden Gründen. Gerade die jungen Menschen, meine Studierenden, die gerade im Leben durchstarten wollen, die sitzen pausenlos vor dem Computerbildschirm, durch den das Leben zu ihnen kommt. **Das** kann das Leben nicht sein, denken wir alle, die wir uns von Zoom-Konferenz zu Lifestream hangeln.

Ja, es gibt einen Feind, aber der ist nicht sichtbar, er kann überall sein, und genau das macht ihn so tückisch, diesen winzigen, mit bloßem Auge nicht erkennbaren Feind, der unsere Gesellschaft bis in die Grundfesten erschüttert. Wer an ihm erkrankt, den oder die kann es richtig heftig treffen, Covid 19 wird gern unterschätzt. Also versuchen die meisten, dem Virus auf jeden Fall zu entgehen, durch viel Vernunft und Vorsicht. Doch es gibt auch diejenigen, die das alles für eine Inszenierung halten, die verbreiten, das Virus sei gezüchtet und all diese kruden Geschichten,

und die vor allem jede Vorsicht vermissen lassen. Ein Riss zeigt sich in der Gesellschaft, den kaum jemand vermutet hatte.

Jeden Tag erfinden wir das Leben neu, nichts an Erfahrung trägt. Es ist eine bittere Zeit. **Keine** liebe Zeit.

Am heutigen Volkstrauertag legt es sich nahe, unsere Gegenwart gegen die Folie der Kriegszeit in unserem Land zu halten und sie so zu betrachten. Ich habe mir in letzter Zeit oft gesagt, wenn das Seufzen allzu tief wurde: ist es wirklich so schlimm? Was mussten meine Eltern erleben? Was haben sie ausgehalten? Was ist ein Virus, das überall lauern kann, gegen feindliche Bomber, die eine junge Frau mit zwei Kleinkindern in den Luftschutzkeller zwingen, wo sie vor Angst fast verrückt wird wegen der Einschläge ringsum und der panisch brüllenden Kinder? Wie oft hat meine Mutter solche Szenen erzählt.

Liebe Schwestern und Bruder, mir ist klar, dass ich mit diesen Worten an diesem friedlichen Sonntagmorgen nicht gerade zu Ihrer Erheiterung beitrage. Wir sind doch hier, um Hoffnung zu teilen! **Ich weiß**. Ich will diesem Auftrag auch gerecht werden und Worte über grundstürzende Barmherzigkeit gegen all die düsteren Szenarien stellen. Doch der Volkstrauertag, der heute nun einmal ist, der gebietet auch, zu erinnern. Gegen das Vergessen zu arbeiten, damit es in der Gegenwart besser sein kann.

Erinnern, was nicht vergessen werden darf, damit wir für den Frieden arbeiten, damit wir uns für den Frieden einsetzen, um jeden Preis der Welt. Es gibt unter uns kaum noch Menschen, die die Bombennächte erlebt haben, die die Erinnerung tief in der Seele tragen. Aber die Schrecken haben sich auch in die Seelen der zweiten und dritten Generation eingefressen.

Was nicht vergessen werden darf: In meinem Kindertagen war die Welt voller Witwen. Meine kleinen Großtanten waren alle welche, zeitlebens schwarz gekleidet, verhärtet, sie gingen immer ein bisschen gebückt. Symbolgestalten zerbrochener Hoffnung, zeitlebens allein im Nachkriegs-Männermangel, des Glücks beraubt.

In fast jedem Wohnzimmer stille und traurige Fotos, die meist junge Männer zeigten, in Uniform, schwarzes Samtband über eine Ecke, das Hakenkreuz auf der Mütze war verschämt hinter einer Plastikblumenranke versteckt. Zum Schmerz kam die Scham. Sie waren gefallen, vermisst, „im Krieg geblieben“, wie es beschwichtigend hieß, denn man wollte den Schmerz nicht wecken. Und man hätte ihn geweckt bei der Vorstellung der Kriegslazarette voller verstümmelter junger Kerle,

die an Typhus oder Wundbrand starben, oder in russischer Gefangenschaft, im Kältewinter und Granatenhagel. In meinen Kindertagen war die Welt voller Invaliden, humpelnde, versehrte, bittere Männer, oder solche, die die Schrecken wegarbeiteten und nachts in Alpträumen schrien.

Was nicht vergessen werden darf: das Schweigen im Tätervolk, das sich durch meine und viele Kindheiten zog. Das Schweigen, das vermuten ließ, dass da etwas Unaussprechliches war.

Was nicht vergessen werden darf: Flüchtlingstrecks, Alte mit einem winzigen Kofferchen voller geretteter Habseligkeiten, von Tieffliegern verfolgt, erfrorene Tote am Straßenrand, die feindliche Frontlinie immer hinter ihnen her, und als sie endlich in Sicherheit waren, dann waren sie nicht erwünscht, dann wurden Hunde auf sie gehetzt. Und die nachfolgende Generation, die eine Heimatlosigkeit in der Seele gespeichert hat, die unruhig immer neue Orte sucht.

Was nicht vergessen werden darf, keinesfalls, sind die Bilder von Deportationszügen in Konzentrationslager, die langen Menschenschlangen jüdischer Bürger, mit Koffern durch deutsche Städte getrieben, bewacht von SS-Leuten, bespuckt von den Nachbarn. Das Bild von Flossenbürg oder Auschwitz bei der Befreiung, eingebrannt in mein Gedächtnis durch einen Geschichtsunterricht, der damals anfang, Licht in die schwelende Vergangenheit zu bringen.

Und ich als eine aus der zweiten Generation bekomme Herzrasen, wenn ich eine Sirene höre, genau wie meine Mutter. Ich träume immer wieder von diesen Deportationszügen, ich ziehe aus der unverschuldeten Scham, zu den Kindern der Täter zu gehören, immer wieder eine unerklärliche Traurigkeit.

Und bei all dem denke ich dann: ist die gegenwärtige Pandemie wirklich so schlimm gegen das, was unsere Elterngeneration erlebt hat? Was wir in unserer DNA tragen?

All das steht unter dem Siegel: es darf nicht vergessen werden! Was aber gerade mehr und mehr vergessen wird, ist der Satz: Nie wieder Krieg! Er war in meiner Erinnerung schon mal viel lauter, in den 1970er, 1980er Jahren!!

Der Sinn eines Volkstrauertages liegt darin, nicht zu vergessen, damit dieser Satz sein Futter bekommt: nie wieder Krieg. Eine Mahnung zum Frieden, die genau so tief in die Seelen eingraviert sein muss wie die Erinnerung an das Schreckliche.

Als heilendes Wort für Vergangenheit und Gegenwart stelle ich den Predigttext dieses Sonntags dagegen, ein Stück Evangelium von den sieben Werken der Barmherzigkeit.

Ich lese aus dem Buch des Evangelisten Matthäus, Kap. 25:

Christus sagt: Kommt her, die ihr von Gott gesegnet seid, nehmt das Reich in Besitz, das seit der Erschaffung der Welt für euch bestimmt ist. Denn ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben, ich war durstig, und ihr habt mir zu trinken, ich war fremd und obdachlos, und ihr habt mich aufgenommen, ich war nackt, und ihr habt mir Kleider gegeben, ich war krank, und ihr habt mich besucht, ich war im Gefängnis, und ihr seid zu mir gekommen. Dann werden wir antworten: Wann, Christus, wann sahen wir dich hungrig oder durstig oder als Flüchtling oder krank? Und Christus wird uns antworten: Was ihr einem meiner geringsten Mitmenschen getan habt, das habt ihr mir getan.

Und er wird auch sagen: Ich hatte Hunger, und ihr gabt mir nicht zu essen. Ich war durstig, und ihr gabt mir nicht, was ich gebraucht hätte, ich war fremd, und ihr nahmt mich nicht auf, nackt, und ihr habt mich nicht bekleidet, krank und im Gefängnis, und ihr habt mich nicht besucht. Und wir werden sagen: Wann, Christus, wann haben wir dich hungrig gesehen oder durstig oder krank oder gefoltert, und wir haben dich nicht erkannt und dir nicht geholfen? Und Christus wird uns antworten: Was ihr denen nicht getan habt, denen vor euren Türen, das habt ihr auch mir nicht getan.

Die Erschütterung der Gegenwart lässt viele Menschen neu nach Ziel und Sinn des Lebens fragen. Wie setze ich mein Leben ein, welche Kurskorrektur ist nötig nach den Erfahrungen der letzten Monate? Was rettet uns jetzt? Und wo finde ich Gottes Spuren?

Barmherzigkeit ist wohl der Antwortversuch, der dem, was Jesus gelebt hat, am nächsten kommt. In der Barmherzigkeit begegnet Christus selbst. Was wir einem einzelnen Menschen tun an kleinen oder großen Gesten der Barmherzigkeit, darin begegnen wir Jesus selbst.

Radikale Mitmenschlichkeit als Therapie gegen den Hass, der immer ein erster Schritt zum Krieg ist. Barmherzigkeit ist radikal heutig. Die Mahnung zur Barmherzigkeit in dieser lieben oder unlieben Zeit unglaublich notwendig.

Ein Mensch braucht den anderen Menschen. Nie ist das so spürbar wie in der Einsamkeit dieser Tage, die Kontakte schwierig macht und mit Misstrauen sättigt. Wir spüren schmerzhaft: ich bin mir selbst nicht

genug. Ich brauche die andern, um ich zu sein. Ich brauche das du, um ein Ich zu sein.

Im anderen kommt mir Gott entgegen. Die Ebenbildlichkeit Gottes spiegelt sich in allen Menschen wieder, in dem fremden, dem Hungernden nach Begegnung und Anerkennung, in dem frierenden Obdachlosen. Gott begegnet nicht als höheres Wesen oder irgendwelche kosmische Energie, sondern als Mensch in Jesus von Nazareth. Gott begegnet uns nicht in Machtentfaltung und Selbstverwirklichung, sondern in der Zuwendung zu andern Menschen in Nöten. Gott begegnet im Mitmenschen. In der radikalen Mitmenschlichkeit sind wir auf Gottes Spur.

Näher können wir Jesus kaum sein. „Wann haben wir dich gesehen, Jesus?“ fragen wir – und da ist die Antwort: in dem Menschen, den du unterstützt hast, für den du deine Zeit gegeben hast, bei dem du deine Scheu und deine Bequemlichkeit überwunden hast – da warst du mir sehr nah. **Oder eben auch nicht.**

Die Bibelkundigen unter Ihnen mögen sich fragen: Ähm, fehlt da nicht was von Matthäus 25? Stimmt, es ist in der Gänze ein Gerichtstext. Christus als Weltenrichter scheidet die Guten von den Bösen, um die einen in die ewige Verdammnis zu schicken. Dieses Bild von Jesus als zornigem Richter ist exegetisch hoch umstritten, daher ist die Entscheidung legitim. Das Bild von Christus als Mahner zur Barmherzigkeit ist konform mit dem, was man sonst über Jesus weiß.

Ganz bewusst habe ich diese Entscheidung getroffen, denn es ist ein Unterschied, ob jemand etwas aus Angst tut oder aus Liebe. Wer nur darauf bedacht ist, Strafe zu vermeiden, um nicht in der ewigen Hölle zu schmoren, der wird an der Barmherzigkeit haarscharf vorbei gehen. Eine verkrampfte Mitmenschlichkeit ist zwar immer noch besser als gar keine, aber ihr fehlt die ehrliche Liebe, die Zuwendung zum andern Menschen einfach um seiner Not willen. Weil man niemand hungern lässt oder weil man niemand ertrinken lässt. Sie wissen, dass dieser Satz derzeit in aller Munde ist in Zusammenhang mit dem kirchlichen Engagement der Seenotrettung. Man lässt keine Menschen ertrinken, Punkt! hat unsere Synode verlautbart. Genau darum geht es. Jesus spricht auch nicht abwiegend, sondern imperativisch.

Die sieben Werke der Barmherzigkeit können unendlich ergänzt werden: Hände halten, Alte besuchen, Einsame anrufen, geschützte Gemeinschaft bilden, Wege mitgehen, professionelle Hilfe vermitteln, zuhören, Anteil nehmen, für Frieden einstehen, Gerechtigkeit suchen, voneinander

lernen, über Amnesty einen Gefangenen aus dem Vergessen-werden reißen.

Es ist gar nicht so schwer. Auf der Spur Gottes erfahren wir Geborgenheit in ihm, erfahren wir, wie sein Heiliger Geist uns trägt.

Wir müssen diese unliebe Zeit ja nicht so lassen, sie sie uns traf, schließt Erich Fried sein Gedicht. Mit der gelebten Barmherzigkeit machen wir mit unserer kleinen Kraft aus der ungeliebten Zeit doch noch eine liebe und gute Zeit.

Amen.

Martina Rogler, Hochschulpfarrerin